

Zeitschrift:	Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber:	Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band:	76 (1996)
Heft:	6
Artikel:	Die Joyceaner kommen : eine Vorrede zum 15. Internationalen James-Joyce-Symposium Mitte Juni in Zürich
Autor:	Senn, Fritz
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-165587

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

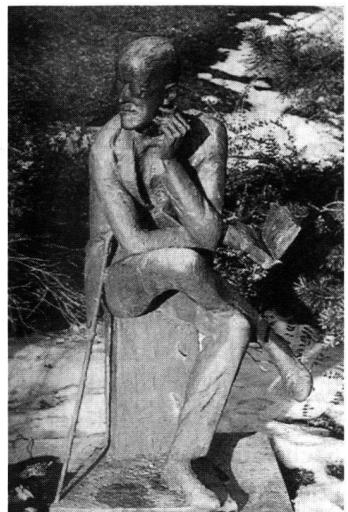
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Senn

DIE JOYCEANER KOMMEN

Eine Vorrede zum 15. Internationalen James Joyce-Symposium
Mitte Juni in Zürich

Als Bilderstürmer oder Rebell, Nestbeschmutzer oder Pionier war James Joyce am 2. Februar 1922, genau vierzig Jahre alt, fast über Nacht in die Szene eingebrochen: Ulysses erschien in tausend teuren Exemplaren in einer kleinen Buchhandlung in Paris. Eine neue Morgenröte oder aber ein Skandal von Ungehörigkeit und Blasphemie. Nicht genug damit, der Autor ging in seiner Hemmungslosigkeit noch weiter und verfertigte Fragmente eines «Work in Progress», die 1939 als «Finnegans Wake» herauskamen. Da waren überhaupt keine Konturen mehr erkennbar, selbst viele Anhänger gaben verwirrt auf.



James Joyce, Grabmal in Fluntern ZH

Joyce starb ermattet im Januar 1941 in Zürich, seinen Platz aber hat er durch alle zeitgeistlichen Wehen beibehalten. Mal bedeutete er Aufbegehen, dann stand er wieder für gesicherte Werte, er galt mitunter als elitär, aber immer als zeitgemäß. Er wurde zu Lebzeiten zu einem Klassiker und ist gleichwohl noch nicht zur langweiligen Pflichtlektüre abgesunken.

Dabei hilft es, dass man mit seinem blossem Namen beeindrucken kann, schliesslich manifestiert man sich, dekoriert mit Joyce-Kenntnissen, als Intellektueller reinsten Wassers. Seine letzten beiden Bücher, «Ulysses» und «Finnegans Wake» (auf die er immerhin an die 25 Jahre verwandt hatte), geben ein gutes Trittbrett ab für alles, was an Trends gerade heran- und vorbeirollt. Wer immer eine neue Theorie zündet, kann Joyce einspannen als unwissentlichen Kronzeugen. Er gibt für, sagen wir, psychoanalytische, dekonstruktive, feministische, postkoloniale Ansätze allemal etwas her. Damit lässt sich in jeder Mode überleben. Kurt Tucholsky, der wohl als einziger deutschsprachiger Kritiker nicht vorgab, den frischübersetzten Ulysses auf Anhieb zu verstehen, schloss seine Rezension in den zwanziger Jahren mit einem Vergleich zu Liebigs Fleischextrakt: «Man kann es nicht essen. Aber es werden noch viele Suppen damit zubereitet werden.»

Allerorten entstehen kleine Gruppen, die sich gedanklich wie auch emotional von den Texten zu eigenen Assoziationen hinreissen lassen, oft mit schöpferischer Unbefangenheit. Die Gefahr der Süchtigkeit ist gegeben: ein Zauberlehrlingseffekt textueller Kräfte, die nicht leicht zu bändigen sind.

Man findet bei Joyce manche der Anliegen, die das Jahrhundert ausgezeichnet haben (und dazu ein paar vielleicht schon überholt geglaubte, wie etwa mittelalterliche Züge). Vergleiche zu anderen Entwicklungen (Kubismus, Futurismus, Zwölftonmusik, Tiefenpsychologie, Relativität, uncertainty principle, neuerdings Chaostheorie) sind leichter zur Hand als konkret zu veranschaulichen. Joyce bestärkt Zweifel an allen Aussagen und Gewissheiten: Der Autor sagt vieles zugleich und widerlegt es im selben Streich. Seinen Kollegen hat er einiges an Werkzeugen vermacht. Neue Darstellungsarten, die so neuartig dann natürlich auch wieder nicht waren: z. B. den inneren Monolog, Perspektivenwechsel, Montage oder Zitiertechniken, die semantische Freizügigkeit, die in «Finnegans Wake» vor anderen Sprachen nicht hält macht. So ganz nebenbei bekommen wir auch einen Querschnitt von Joyce' Dublin um die Jahrhundertwende mit den gesellschaftlichen, geschichtlichen Gegebenheiten in zum Teil nachprüfbaren Details.

Mit aller Wahrscheinlichkeit wird Joyce vor allem als multimedialer Vorläufer angesehen. Multimedial war er schon, bevor der Begriff verbindlich wurde: Joyce verband schon immer Rede mit Schrift. Er verband auch alles mit (sprachlichen) Bildern und unterlegte sie mit Musik. Er veranlasst ebensosehr Reisen nach Dublin wie in alexandrinische Bibliotheken. Er verleitet zu Umsetzungen in Bild, Film oder Tanz; ein Musical würde nicht verwundern. Doch am besten gerecht werden ihm die nicht mehr so neuen elektronischen Möglichkeiten. Wer auf Knopfdruck das Haus, in dem Bloom, der nie lebte, gewohnt hat, aufrufen oder in die Philosophie von Kirchenvätern

abschweifen, sich einen Music-Hall-Song des letzten Jahrhunderts heraufholen oder einen Vortrag anhören kann, setzt blos technisch das Potential der Texte um. «Hypertext» ist, ganz untechnisch gesehen, die fast ideale Kurzfassung für eine literarische Produktion, in der Sprache zu sinnvollen Provokationen aufgeladen, Texte geschaffen werden, die nicht stillhalten und Schemen von Bedeutungen projizieren oder vorgaukeln. Joyce-Texte sind «hyper», da in einem höheren Zustand der Erregung. Sie leisten Überstunden, animieren, stossen an, selbst wenn wir sie schon einigermassen zu verstehen glauben. «Hypertext» soll hier nicht allein übergreifende Vernetzung bedeuten (das gilt für literarische Texte ohnehin): Zitate, Gedanken, Wendungen, ja einzelne Wörter beschwören potentiell ihre vielverzweigte Herkunft. Joyce überanstrengt seine Sprache zu mehrfacher Wirkung, wie ein einziges Beispiel, fast wahllos herausgreifbar, zeigen kann: Ein Lauf wie *«I took my plowshare sadly, feeling pity for me sored»* (*«Finnegans Wake»*) klingt zugleich vertraut und befremdlich: Das Gebilde nähert sich dem Klischee an, nach dem sich jemand seine Vergnügen traurig vornimmt (*«take one's pleasure sadly»*), doch das Pflügen darin scheint auf Arbeit hinzudeuten; dazu kommt Mitleid mit sich als Verwundetem oder Versehrtem (*«sored»*). In anderer Drehung hören wir auch heraus, dass Pflugscharen (*«plowshare»*) in Schwerter (*«sword»*) verwandelt werden oder, je nach Bibelstelle, auch umgekehrt. Im ganzen schwingt ein wenig der menschliche Zustand allgemein mit, wie auch der Verlauf der Geschichte schwingt, manchmal friedliches Pflügen, dann wieder wilde Schwerter. Alle diese Bedeutungen sind nicht legitim gegenwärtig, können aber semantisch vervollständigt werden, immer auf eigene Gefahr (dem *«sure»* in *«shore»* ist jedenfalls nicht zu trauen). Lesen heisst hier kreatives, vernünftiges oder verschrobenes Umsetzen, die Missbildungen *«plowshare»* oder *«sored»* reizen uns und rufen semantische oder (in diesem Falle) religiöse Gespenster auf, die sich in die Quere spuken.

«Hyper», d.h. rührig oder aufgekratzt, sind auch Leser, die sich bald nicht mehr mit Verstehenwollen begnügen, sondern ihre Einsichten missionarisch auf die Umwelt übertragen und leicht zu einer harmlosen Bedrohung ausarten. «Hyper» sind schliesslich die berufsmässigen Joyceaner (*«Joycean»* impliziert geradezu Übereifer) mit ihren Anlässen. In vielen Städten wird der *«Bloomsday»*, der von Joyce nacherfundene 16. Juni des Ulysses, stilgemäss begangen. Allmählich hat sich ein Joyce-Kalender von Anlässen herausgebildet. Es tut sich einiges, und es tut sich alles freiwillig.

Auf diese Weise ist im Lauf der Jahre für jemand, dem Forschungsreisen in die Sprache zum Lebensersatz geworden sind und der seine Unwissenheit mit

Das
15. Internationale
James Joyce-Symposium
findet vom 16. bis 22. Juni 1996
in Zürich im Grünenhof statt und wird über
200 Joyceaner jeglicher Herkunft oder
Spielart vereinen.
Programm und weitere Informationen bei:
James Joyce Foundation,
Augustinergasse 9, 8001 Zürich,
Tel. 01-211 83 01, Fax 01-212 51 28

möglichst viel Fachwissen und Dokumentation zum Thema untermauern wollte, eine Bibliothek zusammengewachsen, und durch glückliche Umstände hat es eine grosse Schweizer Bank mit nicht selbstverständlichem Sinn für Kultur ermöglicht, diese Sammlung als Stiftung auf zuerst noch wacklige, dann zunehmend solidere Beine zu stellen. 1985, in besserer Konjunkturlage als später, entstand die Zürcher James Joyce Stiftung, der es von Anfang an darauf ankam, nicht als Museum oder blosse Bibliothek zu erstarren, sondern in ihrem eigenen Gebiet etwas in Bewegung zu setzen, also den zuweilen eingeschüchterten potentiellen Lesern die nicht als leicht geltenden Wege zu öffnen und natürlich den Fachleuten so vielfältige Unterlagen wie möglich bereitzuhalten. Die Stiftung vereinigt sicher mehr an Joyceania, als sonst irgendwo in Europa bequem an einer Stelle zu finden ist: Bücher, Aufsätze, Dokumente, Tonbänder, Videos, Photographien, Porträts, Karikaturen, dazu einige Reliquien und Autographen, sind übersichtlich beisammen. Neugierige sehen sich einfach einmal um (und entschuldigen sich oft, Joyce bisher leider noch nicht gelesen zu haben, wollen es aber demnächst nachholen). Ein Stipendium, unterstützt durch die Stadt Zürich, hat bisher junge Forscher oder Übersetzer aus den USA, Indien, England und Deutschland nach Zürich gebracht.

Ein Hauch von Selbstironie

Im Juni 1996 bereitet die Stiftung zudem das 15. Internationale James Joyce-Symposium in Zürich vor. Diese Symposien sind wiederum Ausdruck der Hyperaktivität von Joyceanern. Sie entstanden, weil

gerade ein paar Freunde einmal zur gleichen Zeit in Dublin zusammenkamen. So wurde im Juni 1967 (um den Bloomsday herum) etwas zaghaft eine erste Tagung versucht und reichlich grossspurig James Joyce-Symposium genannt. Sie wurde von den über achtzig Leuten (Professoren, Studenten, Übersetzerinnen, Hausfrauen, Amateuren) als so anregend empfunden, dass man sie in zwei Jahren wiederholen wollte und dann mit der Zeit institutionalisierte. Beim ersten Treffen wurde eine internationale James Joyce Foundation aus der Taufe gehoben. Joyces Sohn *Giorgio* war mit seiner Frau anwesend; vor allem aber der ehemalige Freund und Vertraute *Frank Budgen*, der aus seiner Erinnerung an Joyce in Zürich im Ersten Weltkrieg eines der immer noch aufschlussreichsten Bücher beigesteuert hatte, trug zu der aufgelösten und nie pompösen Stimmung bei. Ein junger Italiener, der sich gleich eine Plakette «I like Proust» anheftete, fasste den Anlass aus dem Stegreif in «Wake»-artige Verquickungen zusammen, die einen atmosphärischen Begriff vermittelten:

... & THE SINNTIMENTAL SEANGERS OF CHAMBER SCHMUTZIG AND BERTOLT BREASTS THREEMOLLY OPERA, AND SOON, SO ON, SAW OWN, SHAWN, SCIO OM MANY PAWDMY HAM, LET GOOD BLISS IO, BRITHERS AND SEASTERS, IN THIS FLAMING FLEMING FOAMING FIRMING FAMIN HYSPERICK LIMENRICK DAY.

Sein Name war *Umberto Eco*, damals noch wenig bekannt. Die Einheimischen sahen dem Treiben eher mit Skepsis zu, die Presse mit inspirierten Sarkasmen. Da schien ein irischer Schriftsteller nach Dublin importiert zu werden und wurde auf seltsame, wenig feierliche Art sogar ernst genommen.

Zum zweiten Symposium fanden sich 1969 wiederum in Dublin bereits an die dreihundert Teilnehmer ein, die meisten aus den Vereinigten Staaten mit ihren damals noch recht grosszügigen Universitäten. So nahmen die Dinge ihren Lauf, fast von selber. Bald mussten Veranstaltungen parallel geführt werden, es gab mehr Vorträge oder Diskussionen – originell, trocken, brillant oder langweilig, je nachdem –, als konsumiert werden konnten. Nach und nach kamen die anderen Joyce-Städte an die Reihe: Triest 1971, Paris 1975, Zürich 1979; doch später gaben sich auch Frankfurt, Kopenhagen, Venedig und selbst Monte Carlo die Ehre. Bald fanden in den Zwischenjahren in Amerika und Kanada entspre-

chende Tagungen statt. Joyce-Konferenzen sind zum festen Bestandteil der kosmischen Weltordnung geworden. Glanzlichter und Schattenseiten sind dabei unvermeidbar, neue Einsichten und alte Eitelkeiten sind Ausdruck des hypertextuellen Impulses. Als sich im Jubeljahr 1982 (Joyce wäre hundert Jahre alt geworden) im Schloss von Dublin Hunderte von Gästen zu den Drinks vorkämpften, wussten die ursprünglichen Initiatoren nicht so recht, ob sie nun einen Erfolg zu feiern hatten oder ob alles nicht in sein Gegenteil umgekippt war. Wieviel Gedankenaustausch lässt ein olympischer Jahrmarkt noch zu?

Wie überall verdünnt sich viel alter Wein in geflickten Schläuchen, und leider wird manche Chance zum Gedankenaustausch vertan, indem Typoskripte rezitiert werden. Gleichwohl vermischen sich die unterschiedlichsten Schulen, theoretischen Richtungen oder Ausgangslagen. Nicht unbedingt Forscher, die an vorderster Front in neue Gebiete vorpreschen, nehmen an den Tagungen teil, sondern eben die, die es sich leisten können.

Unter den Teilnehmenden finden sich ein paar angesehene Namen. *Marilyn French* erschien 1977 noch als Joyce-Forscherin, sie wurde später als gefeierte feministische Autorin Stargast. In Paris 1975 zelebrierte *Jacques Lacan* an der Sorbonne (schon sein blosses Auftreten dort war für Insider eine Sensation) eine poststrukturalistische Messe: Daraus ging das Lacansche Joyce-Seminar im nachfolgenden Winter hervor. *Jacques Derrida*, *Lyotard*, *Umberto Eco* stehen auf der langen Liste der Vortragenden. Gleichwohl zeichneten sich Joyce-Symposien immer durch ihre Offenheit aus: Noch nie ist jemand, Koryphäe, Anfänger, Student oder was immer, abgewiesen worden; alle dürfen etwas vortragen. Das birgt gewisse Risiken, richtet sich aber immerhin gegen die Pompösität mancher wissenschaftlichen Tagung. Mindestens ein Hauch von Selbstironie ist immer spürbar. ♦

FRITZ SENN: Geboren 1928 in Basel. Lange Jahre Korrektor und Lektor; gelegentliche Lehraufträge in den Vereinigten Staaten und in Zürich. Veröffentlichungen, meist zu Joyce: *Nichts gegen Joyce: Joyce Versus Nothing* (Haffmans, Zürich 1983); *Joyce's Dislocutions* (Johns Hopkins University Press, Baltimore 1984), *Inductive Scrutinies: Focus on Joyce* (Lilliput Press, Dublin 1995), und zahlreiche Aufsätze. Seit 1985 Leiter der Zürcher James Joyce Stiftung.